

Zettels Raum

Ein Gespräch mit dem Soziologen André Kieserling
über Niklas Luhmanns Zettelkasten

Von Armin Nassehi

<https://doi.org/10.5771/0023-5652-2019-199-160>

Generiert durch IP '207.241.231.108', am 14.01.2022, 08:43:40.

Das Erstellen und Weitergeben von Kopien dieses PDFs ist nicht zulässig.

André Kieserling

»Luhmann hat die dabei gemachte Erfahrung so beschrieben, dass der Kasten ihn immer wieder in produktiver Weise überrascht habe – so wie ein intelligenter Gesprächspartner.«



Kursbuch: Luhmanns Zettelkasten ist heute der Gegenstand eines Editionsprojekts an der Universität Bielefeld. Wie ist es dazu gekommen?

Kieserling: Nachdem Luhmann den Zettelkasten mehrfach zum stillen Co-Autor des eigenen Werkes stilisiert hatte, war das öffentliche Interesse an diesem Teil seines Nachlasses natürlich schon immer sehr groß. Aber die Forschung musste warten, da der Kasten zunächst einmal zum Gegenstand eines Rechtsstreits unter den Erben wurde. Die beiden Söhne, denen je ein Haus vermacht worden war, sahen in der Sammlung einen Teil des Mobiliars, ein Denkmöbel sozusagen, und reklamierten es für sich. Dem widersprach die Tochter, der Luhmann die Rechte an seinem wissenschaftlichen Werk zugesprochen hatte, und die den jahrelangen Prozess am Ende gewann. Weitere Jahre vergingen, bis die Universität Bielefeld den Kasten erworben hatte, und dann noch einmal weitere, ehe wir in der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste einen Geldgeber für das ehrgeizige, auf 16 Jahre angelegte Projekt der Digitalisierung des Kastens und der Herausgabe des Textnachlasses gefunden hatten. Mit der eigentlichen Arbeit an der Erschließung der Notizen konnten wir daher erst vor einigen Jahren beginnen.

Kursbuch: Denkmöbel ist natürlich eine ganz wunderbare Formulierung, die gewissermaßen ontologische Fragen stellt, was für eine Entität der Zettelkasten ist. Aber was genau haben wir uns unter dieser Zettelammlung eigentlich vorzustellen?

Kieserling: Genau genommen sind es zwei Sammlungen von Zetteln. Mit der ersten beginnt Luhmann schon Anfang der 1950er-Jahre. Hier sehen wir einen jungen, philosophisch belesebenen Juristen auf der Suche nach intellektuellen Grundlagen für ein zeitgemäßes Verständnis von Themen wie Politik, Verwaltung, Organisation schlechthin. Die Anregungen dafür zog er übrigens aus allen nur irgend in Betracht kom-

menden Disziplinen herbei. Ein weiterer Schwerpunkt liegt auf der Auseinandersetzung mit der Phänomenologie, in der er damals so etwas wie eine postontologische Grundlagenwissenschaft für interdisziplinäre Forschungen sah. Mit der zweiten, deutlich umfangreicheren Sammlung wird Anfang der 1960er-Jahre begonnen, als aus dem Juristen bereits der publizierende Soziologe geworden war. Sie enthält Einträge zu praktisch allen Themen, über die Luhmann geschrieben hat, und wird bis in die letzten Lebensjahre des Autors in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre gepflegt. In diesen mehr als vier Jahrzehnten haben die insgesamt sechs Karteikästen mit ihren je vier Auszügen die stolze Summe von etwa 90 000 Zetteln aufgenommen.

Kursbuch: Luhmann selbst hat den Zettelkasten ja auch als Kommunikationspartner bezeichnet. Was soll das heißen?

Kieserling: Das ist natürlich eine theoretisch anstößige Formulierung, wenn man bedenkt, dass Luhmann einen Kommunikationsbegriff hatte, der eigentlich für die Operationen sozialer Systeme reserviert war und schon die psychischen Systeme ausschloss. Eine Zettelsammlung als Gesprächspartner? Wir Studenten haben ihn einmal gefragt, ob er sich damit nicht selbst widerspricht, und er hat sich mit einer Einmaligkeitsbehauptung aus der Affäre gezogen: »Mit meinem Zettelkasten und mir ist das etwas anderes!«

Kursbuch: Vielleicht kannst du uns zunächst etwas darüber sagen, wie der Kasten organisiert ist.

Kieserling: Es sind vor einigen Jahren neben dem Kasten von Luhmann auch die Kästen von Hans Blumenberg und Reinhart Koselleck in Marbach ausgestellt worden. Mein Eindruck war, dass diese Kästen aus Serien von thematisch integrierten Zetteln bestehen – mit einer Zettelserie pro Buchplan, wenn man so will. Solche Serien finden sich natürlich auch in Luhmanns Sammlung. Vor allem im ersten Kasten werden

Themen wie »Entscheidung« oder »Organisation« oder »Ideologie« über Hunderte von Zetteln hinweg festgehalten, oft unterbrochen von längeren Einschüben, die das Thema dann häufig auch wechseln. Aber wenn man sich an der ursprünglichen Folge der Zettel orientiert, die an den Kennziffern der Einträge relativ leicht zu erkennen ist, dann kann man ihnen folgen wie einem Buch. Dies zu tun, ist übrigens sehr faszinierend, schon weil es zu vielen Themen im Kasten im publizierten Werk keine Entsprechung gibt, und weil man zu den anderen Themen sehr gute Beobachtungen findet, die in die entsprechenden Publikationen nicht eingingen. Ich kann daher jedem Interessierten nur raten, sich einmal einen eigenen Eindruck davon zu verschaffen. Mit einer Faksimileversion der Zettel ist die Sammlung ja schon seit einiger Zeit auch online zugänglich, und neuerdings gibt es sogar eine kleine Arbeitsprobe, die zeigen soll, wie wir uns das Endergebnis der Digitalisierung vorstellen.

Aber das, worauf Luhmann stolz war, ist nicht dieser Aspekt. Stolz war er vielmehr auf eine zweite Ordnung der Zettel, die nichts mit deren Standort zu tun hat, sondern diesem gegenüber verselbständigt ist. Alle paar Zettel stößt man nämlich darauf, dass auf irgendeinen anderen Zettel im Kasten verwiesen wird, oft auch auf mehrere von ihnen, und das bedeutet, dass die Lektüre nicht mit dem Folgezettel oder mit dem beginnenden Einschub fortgesetzt werden muss, sondern dass man daneben auch in andere Teile der Sammlung springen kann. Dort mag es dann mit demselben, aber vielleicht auch mit einem anderen Thema weitergehen, und zwar auf Zetteln, die ihrerseits weitere Verweisungen enthalten, die an wieder andere Stellen des Kastens führen, usw. Luhmann hat die dabei gemachte Erfahrung so beschrieben, dass der Kasten ihn immer wieder in produktiver Weise überrascht habe – so wie ein intelligenter Gesprächspartner.

Kursbuch: Du meinst hier sicher seinen Aufsatz »Kommunikation mit Zettelkästen«?

Kieserling: So ist es. Übrigens hat dieser Text aus der Festschrift für Elisabeth Noelle-Neumann eine ganz unerwartete Rezeptionskarriere durchlaufen: Wir hatten vor einigen Jahren den amerikanischen Soziologen Andrew Abbott zu Gast in Bielefeld. In seinem Vortrag zeigte er ein solches Ausmaß an Sachverstand für den Zettelkasten, dass ich mich darüber gewundert und ihn wenig später gefragt habe, woher seine Informationen stammen. Daraufhin hat er erzählt, dass er einmal über Bibliotheken geforscht und bei dieser Gelegenheit auch die Szene der Bibliothekswissenschaftler in Amerika kennengelernt hat. Und unter denen steht Luhmanns Text offenbar ganz hoch im Kurs. Sie haben ihn übersetzen lassen und schätzen ihn sehr, weil sie glauben, dass man aus ihm auch etwas über den intelligenten Aufbau einer Bibliothek lernen kann. Sie sehen in dem Zettelkasten also eine Lösung für ihre eigenen Probleme. Bücher haben ihre Schicksale: Während Luhmann in der amerikanischen Soziologie kaum rezipiert wird, hat er es mit einer Gelegenheitsarbeit zu klassischem Rang bei den dortigen Bibliothekswissenschaftlern gebracht.

Kursbuch: In dem Aufsatz, den du nennst, spricht Luhmann ja interessanterweise von der Konfrontation von Ordnung und Unordnung auf der einen Seite, und von Zufallsprodukten auf der anderen. In diesem Zusammenhang kann man dann durchaus von Kommunikation sprechen, zumindest von der Konfrontation mit einem Partner. Luhmann spricht in dem Aufsatz leicht ironisch von einem »Wir« und meint sich und den Zettelkasten. Das Verweisungssystem ist eigentlich gar kein System, sondern es ist eine interne Form, Ordnung und Unordnung zu organisieren oder sich organisieren zu lassen, damit man, wie in Kommunikationsprozessen, überrascht werden kann. Wäre das so richtig formuliert?

Kieserling: Nun, die Wissenschaftsgeschichte ist ja bekanntlich voll von Entdeckungen, die als Zufall auf die Welt kamen, etwa indem die Forschungen zu einem bestimmten Thema nicht den gesuchten Erfolg hatten und man erst danach merkte, was man mit den enttäuschenden Ergebnissen anfangen kann, wenn man sie auf eine andere, zuvor gar nicht mitbedachte Fragestellung bezieht. Ähnlich kennt jeder Wissenschaftler die Situation, dass man das gesuchte Buch in der Bibliothek nicht findet, aber dafür in der unmittelbaren Nähe seines Standortes ein unbekanntes, das noch sehr viel besser ist.

Kursbuch: Deshalb weiß man gar nicht, ob die Umstellung auf Elektronik immer das Beste ist, weil man dann sofort alles findet, und das könnte ja womöglich schädlich sein, weil dieses Evolutionäre dabei verloren geht. Was nicht heißt, dass wir zurückwollen zu den Karteikarten. Das verweist ja tatsächlich auf das Intelligenzproblem. Intelligenz würde ja immer heißen, dass man klug verknüpft, aber nicht alles mit allem. Wenn man in einer Bibliothek oder auch in einem Bewusstsein alles mit allem verknüpfen würde, dann würde man in einer Bibliothek nichts finden, und ein Bewusstsein würde verrückt werden.

Kieserling: Ich kann mir jedenfalls gut vorstellen, dass Luhmann mit dem Aufbau seines Kastens genau diese Art von fruchtbaren Zufällen erzeugen wollte. Deshalb muss der Kasten Ordnung mit Unordnung kombinieren. Natürlich hat jede Entscheidung über einen Eintrag und über den Ort, an dem er in den Kasten eingeht, ihre Gründe gehabt. Aber auf diese Ordnung kommt es bei der Abfrage dann vielleicht gar nicht mehr an, denn die Abfrage findet deutlich später statt. Und der Kasten reagiert auch auf die inzwischen hinzugefügten Verweisungen. Die Zufallskomponente, die in den Kasten hineinorganisiert ist, erkennt man übrigens auch an einer Besonderheit seines Registers. Anders als das Register am Ende von Büchern enthält es nämlich nicht sämtliche Stellen, an denen der jeweilige Suchbegriff relevant vorkommt, son-

dern oft nur eine einzige und nie mehr als vier. Und die weitere Suche muss dann einfach den von dort aus zugänglichen Verweisungen folgen. So mag es einen Registereintrag für den Begriff »System« geben, der nur auf sehr wenige Stellen im Kasten verweist, und dann muss man eben sehen, wie weit man von dort aus kommt. Das bedeutet nicht zuletzt, dass Zettel und Zettelgruppen, auf die intern nicht verwiesen wird, dann auch nicht mehr zu finden sind, sondern einfach vergessen werden. Und auch dieser Prozess des Vergessens ist natürlich überhaupt nicht kontrollierbar. Am Ende unserer Arbeit soll es für den Kasten übrigens auch ein normales Register geben, das auch die bisher isolierten Fundstellen verzeichnet.

Kursbuch: In Luhmanns Formulierungen kommt nicht nur vor, dass der Kasten ein Kommunikationspartner ist, sondern auch, man könnte sagen, ein externalisiertes eigenes Bewusstsein. Trifft es das womöglich eher?

Kieserling: Vielleicht ist der Unterschied zwischen einem Kommunikationspartner und einem externalisierten Gedächtnis gar nicht so groß, wie man meinen könnte. Phänomenologisch gesehen gibt es jedenfalls deutliche Analogien zwischen der Frage, was man vom gegenwärtigen Sinnerleben der Mitmenschen wissen kann, und der Frage, wie zuverlässig man sich über eigenes, aber vergangenes Erleben informieren kann.

Kursbuch: Könnte man dann nicht sogar sagen, dass der Kasten fast ein Symbol für die Methode von Luhmann sei? In *Soziale Systeme* gibt es irgendwo die Formulierung, es sei eigentlich egal, wo man in die Theorie einsteigt, es passt eigentlich überall. So etwas Ähnliches scheint ja für den Kasten auch zu gelten, während man in einer Theorieanlage, die völlig deduktiv funktionieren würde, etwa mit, sagen wir, drei Prinzipien, aus denen man alles ableitet, wahrscheinlich einen Kasten mit einem festen Register und einer systematischen Ordnung bräuchte?

Kieserling: Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Luhmann hat als Soziologe und als Entscheidungstheoretiker immer gesagt, dass das Problem von Hierarchien das geringe Fassungsvermögen der Spitze ist. Und wenn man sich Theorien als Hierarchien vorstellt, also More geometrico, dann ist deren Problem natürlich das geringe Fassungsvermögen der obersten Prinzipien. Das sind entweder Leerformeln, die gar nichts ausschließen. Oder es gibt ein Gegenprinzip, das sie auszuschließen versuchen, aber dann müssen sie ihm unter der Hand so viele Konzessionen machen, sodass der Ausschluss nicht wirklich gelingt und die Wahl des obersten Grundsatzes eigentlich nur eine Anweisung auf künftig fällige Mogeleyen darstellt.

Natürlich hat Luhmann für den Stellenwert von Hierarchien in Organisationen viel Verständnis gehabt. Aber die Komplexität von Gesellschaften, oder auch von Gehirnen, kann nicht hierarchisch organisiert werden. Auch mit dem, was er einmal »trichterförmige Vorstellungen über Wissen« genannt hat, konnte er nicht viel anfangen. Daher ist auch seine eigene Theorie nicht so angelegt, dass sie mit einigen wenigen Grundsätzen oder Axiomen steht und fällt. Deduktiv aufgebaute Theorien können leicht erledigt werden, ebenso wie politische Hierarchien, indem man den König oder das oberste Prinzip abschießt. Das ist bei dieser Theorie eben nicht der Fall. Sie kann in jedem ihrer Sätze infrage gestellt werden, sie kann jeden ihrer Sätze austauschen, sofern man nur am Rest der Theorie festhält. Man erkennt das auch an einem der wichtigsten Umbauten der Theorie, nämlich der Einführung von Selbstreferenzkonzepten. Die sogenannte autopoetische Wendung betrifft zwar scheinbar die »Grundlagen« der Theorie, aber andererseits lässt sie große Teile ihres Thesenbestandes völlig intakt. An den Thesen der Gesellschaftstheorie etwa gibt es seit Mitte der 1970er-Jahre keine größeren Revisionen mehr, und das, obwohl doch jene Wendung erst deutlich später erfolgte. Bei einer deduktiven Theorie wäre das gar nicht möglich, sie könnte eine Revision dieses Typs gar nicht ins Auge fassen, weil sie zu viel umstoßen würde. Und so wie die Theorie, so ist auch der Kasten in keiner Weise als Hierarchie an-

gelegt. Deswegen können eben auch optisch relativ untergeordnete Zettel zum Zentrum für sehr ergiebige Verweisungen werden. Wichtige Einträge finden sich unter thematischen Oberbegriffen, die offensichtlich eine abgeleitete Funktion haben. Auch das zeigt an, dass das Ganze sehr viel komplexer ist, als eine Hierarchie es gestatten würde.

Kursbuch: Das heißt, dass die Texte, die daraus entstehen, nur derivative Formen von etwas sind, was schon da ist? Oder wäre das übertrieben? Ich will darauf hinaus, dass Texte linear geschrieben werden müssen, sie brauchen zum Teil Hierarchien, sie müssen eine These aufstellen, die man dann begründet, sie müssen eine Dramaturgie entwickeln, die ja selbst oftmals so etwas wie einen Gesamtbogen braucht, der für die einzelnen Gedanken womöglich nicht gilt. Das heißt, es gibt eine ästhetische Differenz zwischen dem Text, der aus diesen Geschichten entsteht, und dem Verweisungssystem dieses Kastens.

Kieserling: Es gehört zu den Unkosten des Verzichts auf Hierarchie als Theorieform, dass es zu Problemen mit der schriftlichen, also notgedrungen linearen Darstellung kommt. Mit ihr stand Luhmanns Theorie gleichsam auf Kriegsfuß, und die viel beklagten Verständnisschwierigkeiten, die man mit seinen Texten haben kann, gehen sicher auch darauf zurück. In einer Vorlesung hat er dies sinngemäß einmal so formuliert: Die meiner Theorie angemessene Darstellungsform wäre eigentlich eine volldemokratische Mitbestimmungsprosa, wo jeder an jeder Stelle seinen eigenen Beitrag hinzufügen und dadurch die Theorie selbst ein wenig verändern kann. Unter diesem Aspekt könnte der Kasten die eigentlich angemessene Darstellungsform der Theorie selbst sein. Denn er zeigt jedem, der damit arbeitet, eine andere Theorie.

Kursbuch: Stellt denn der Kasten die Theorie immer noch dar, obwohl Luhmann als Kommunikationspartner des Kastens nicht mehr zur Verfügung steht?

Kieserling: Das ist eine schwierige Frage. Projektkoordinator Johannes Schmidt und sein Team haben den Kasten ja erst vor wenigen Jahren wirklich in die Hände bekommen, und dementsprechend unvollkommen ist unser bisheriges Wissen.

Die Frage, was andere mit dem Kasten werden anfangen können, wäre eigentlich nur dadurch zu beantworten, dass möglichst viele Leute mit ausreichender Theoriekenntnis einmal den Versuch unternehmen, ihn zu bestimmten Themen zu befragen, um dann an sich selbst festzustellen, ob er sie dafür mit Ideen belohnt, die sie vorher nicht hatten, und mit denen sie etwas anfangen können. Das setzt jedoch einen anderen Grad an inhaltlicher und technischer Aufbereitung voraus, als wir ihn bisher erreicht haben.

Dass Luhmann selbst den Kasten in dieser produktiven Weise hat nutzen können, wird man ihm gerne glauben, auch wenn er in manchen Formulierungen vielleicht ein wenig übertrieben hat. Ich meine, ob es wirklich der Kasten war, der ihm die Bücher diktierte, so wie er es gelegentlich suggerierte, das wird man von außen ohnehin schwerlich feststellen können. Aber dass ihm das Gerät nicht nur als Gedächtnisstütze für etwas eigentlich schon Bekanntes gedient hat, davon darf man wohl ausgehen, denn anders wäre die sehr aufwendige Sammeltätigkeit ja auch nicht sehr lohnend gewesen. Und auch die Nachteile des Verzichts auf Systematik hätte er ohne die entsprechenden Vorteile wohl nicht in Kauf genommen.

Kursbuch: Das Stichwort Intelligenz ist schon gefallen. Sicher scheint auf jeden Fall zu sein, dass der Zettelkasten oder die Zettelkästen kein Luhmann-Algorithmus sind, also nicht so etwas wie eine Rekombinationsmaschine, aus der man jetzt weitere Luhmann-Bücher gewinnen könnte, das wäre sicher auch naiv, diese Erwartung zu haben, aber was ist er dann?

Mich würde interessieren, ob der Kasten eine eigene Intelligenz besitzt oder ob der Kasten die Intelligenz des Autors beziehungsweise die Intelligenz dieser wissenschaftlichen Aussagen befördert. Vielleicht

müsste man sich darüber verständigen, was man unter Intelligenz versteht. Ich würde versuchsweise unter Intelligenz die Fähigkeit verstehen, mit einem gewissen Quantum von Unordnung umzugehen. Dinge, die eindeutig entscheidbar sind, brauchen keine Intelligenz, und bei Dingen, die überhaupt nicht entscheidbar sind, hilft auch keine Intelligenz. Alles, was dazwischen ist, muss intelligent gelöst werden, das heißt, man nimmt diese und nicht jene Lösung und schaut, was man mit den Ergebnissen macht. Ich würde es bei einem solchen, eher technischen Versuch belassen, über Intelligenz zu reden. Meine Frage: Wie trägt der Zettelkasten dazu bei, das zu ermöglichen?

Kieserling: Zwischen dem Kasten und der Theorie kann man verschiedene Beziehungen konstruieren, je nach der Theoriekomponente, die man dabei vor Augen hat. Man muss also nicht vom Kommunikationsbegriff ausgehen und fragen, ob er auf die Beziehung des Sammlers zu seiner Sammlung passt. Geht man stattdessen von der Evolutionstheorie aus, dann könnte man vielleicht sagen, dass es auch im Kasten eine deutliche Differenzierung von Variation und Selektion gibt. Zwischen dem, was an Neuem hinzugefügt wird, also der Variation, und der selektiven Abfrage liegen ja erhebliche zeitliche und sachliche Differenzen, sodass die spätere Verwendung eines Gedankens nicht das Kriterium für seine Eingabe gewesen sein kann. Der Auswertungskontext ist ein ganz anderer als der Eingabekontext, und die Intelligenz des Kastens läge dann darin, dass er dies aushält, also trotz dieser Differenzierung auf Nachfrage hin etwas Brauchbares hergibt.

Eine der Voraussetzungen dafür hat Luhmann selbst darin gesehen, dass der Kasten die meisten Einträge an mehr als einer Stelle und in mehr als nur einem sachthematischen Kontext akzeptiert hätte, und darin, dass er auch die alternativen Stellen durch seine Verweistechnik zu markieren pflegte. Es gibt also für jeden Gedanken, der in ihn eingeht, einen durch den Kasten selbst erzeugten Horizont an anderen Verwendungsmöglichkeiten, und diese werden festgehalten mit

dem Vorteil einer Vielzahl von Auswertungsmöglichkeiten, die sich erst in der Situation der Abfrage konkretisieren. Aber auch dies ist zunächst nur eine Selbstbeschreibung des Autors.

Kursbuch: Auch wenn es so nie geplant war, muss man wahrscheinlich sagen, dass die Kopplung dieses Kastens an Luhmanns Bewusstsein doch konstitutiv ist?

Kieserling: Ja, das ist wirklich eine gute Formulierung. Mein Kollege Dirk Baecker und ich haben Luhmann unabhängig voneinander einmal gefragt, ob er sich vorstellen kann, dass auch andere mit diesen Kästen so würden arbeiten können, wie er das berichtet hat. Und er hat in beiden Fällen ganz einsilbig geantwortet: Das setze ja voraus, dass er dann bereits tot sei; und damit war das Thema auch beendet. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Kasten neben den sachlichen und zeitlichen auch die sozialen Differenzen überbrückt und dann auch Dritten als Arbeitsinstrument dienen kann, ist vielleicht nicht sehr groß, und zwar aus genau dem Grund, den du genannt hast: strukturelle Kopplung an das Bewusstsein seines Autors. Was er dagegen in jedem Falle bietet, ist eine perfekte intellektuelle Autobiografie. Es gibt keinen zweiten Autor, auch nicht unter den historisch bekannten Vielschreibern wie Edmund Husserl oder Martin Heidegger, dem man in dieser oder ähnlicher Weise beim Aufbau einer großen Theorie zusehen könnte.

Kursbuch: Mich würde im Hinblick auf Intelligenz interessieren, wie man die Selektivität des eigenen Bewusstseins organisiert? Luhmann hat doch mit dem Zettelkasten, und eigentlich kann man das auch auf die Bibliotheken übertragen, die Möglichkeit gegeben, Dinge zu vergessen, um sie wiederzufinden. Es geht um so etwas wie selektive Entlastung. Wäre das vielleicht eine Parabel auf Intelligenz, sich von seinen eigenen Operationen so überraschen lassen zu können, was nur geht, wenn man zwischendurch, sagen wir mal, die Früchte des Lesens oder des

Arbeitens oder des Nachdenkens ausblenden kann und sie trotzdem nicht verloren gehen?

Kieserling: Vielleicht hilft es hier weiter, einmal nach Luhmanns eigenen Vorstellungen von Intelligenz zu fragen. Da er das Wort, anders als Talcott Parsons, nicht begrifflich präzisiert, ist man hier freilich auf eigene Interpretationen angewiesen. Mir scheint, dass er eines der Paradigmen für Intelligenz in dem gesehen hat, was man im 18. Jahrhundert Witz genannt haben würde. Damit waren seinerzeit nicht Scherze gemeint, sondern eher so etwas wie geistreiche Bemerkungen, frappierende Behauptungen und vor allem gewagte Vergleiche, die man aber gleichwohl nicht einfach als unsinnig abtun kann, weil sie zunächst überraschend und dann überzeugend sind.

Die These, Religion sei so etwas wie das Opium des Volkes, die aus dem 19. Jahrhundert stammt, wäre ein Beispiel dafür. Methodisch gesehen ist auch das ein Vergleich, aber eben nicht ein struktureller Vergleich, der übereinstimmende Merkmale für wesentlich hält und dann Ähnliches neben Ähnliches stellt, also etwa die eine Religion neben die andere, sondern ein funktionaler Vergleich. Die Religion und das Rauschgift sind einander nicht ähnlich, aber sie haben dieselbe Funktion, nämlich die einer Beruhigungspille für die Verlierer eines Systems ungleicher Verteilungen. Sie dienen in gleicher Weise, wenn auch unter unterschiedlichen Einsatzbedingungen und mit unterschiedlichen Nebenfolgen, der Unterschichtendomestikation, um es mit einer Formulierung Max Webers zu sagen.

Aus dieser Art von Witz oder Intelligenz hat Luhmann seine eigene Methode gewonnen. Danach dient die Identifikation einer Funktion nicht der Heiligung des Bestehenden, sondern genau umgekehrt dazu, die Suche nach Alternativen zu strukturieren. Die damit verbundene Steigerung der Vergleichsleistung, der noch überbrückbaren Ungleichheit, wird dadurch erreicht, dass die Verglichenen nicht in ihren Merkmalen zählen, sondern in ihrer Beziehung auf ein zu lösendes Problem.

Diese Methode hat mit dem Kasten gemein, dass sie lebensweltliche Vergleichssperren nicht akzeptiert und daher auch mit einer Einteilung der Welt in angeblich unvergleichliche Themen und Themenbereiche brechen muss.

Kursbuch: Die Ironie im Begriff des Kastens besteht wohl darin, dass es viele ungeübte Leser dieser Theorie gibt, die sagen würden, sie sei nicht besonders intelligent, weil sie alles in Kästchen packt, zum Beispiel differenzierungstheoretisch oder auch mit starken Begriffen, und dann gibt es auch noch einen Zettelkasten, der aber, wie wir gerade rekonstruiert haben, genau das Gegenteil einer Kästchenlogik darstellt, sondern gerade von Verweisen zwischen unterschiedlichen Stellen lebt.

Eigentlich ist alles mit allem verknüpfbar, und weil das so ist, ist es eine Information darüber, was womit nicht verknüpft ist, das ist vielleicht diese Intelligenz der Geschichte. Kann man das auf so einen Begriff bringen?

Kieserling: Selbstverständlich ist der Kasten *auch* das Zeugnis einer gewissen Ordnungsliebe, einer erheblichen intellektuellen Disziplin und einer großen Sammelleidenschaft. Wie ich von seiner Tochter erfahren habe, war Luhmann in seinen jungen Jahren auch Briefmarkensammler, und in einem allerersten Zettelkasten soll er seine Lektüreerfahrungen aus Jugendbüchern festgehalten haben.

Andererseits haben wir es hier mit einer sehr mobilen Ordnung zu tun, auf die wohl niemand gekommen wäre, der an analytischem Waschzwang leidet. Der Einwand des Kästchendenkens scheint mir ganz generell eher auf Parsons, den späten zumal, als auf Luhmann zu passen. Aber über all das sollten wir vielleicht in zehn Jahren noch einmal reden, dann wissen wir mehr darüber. Einstweilen geht von dem Kasten der Eindruck einer undurchdringlichen Blackbox aus, der man von außen nicht ansehen kann, wie sie arbeitet. In einem der wenigen Zettel, die den Kasten selber zum Thema haben, hat Luhmann

dieses Ungenügen am Sichtbaren übrigens auch selbst registriert, und zwar an all den vielen Besuchern, die nach Oerlinghausen gekommen waren, um sich den Kasten anzuschauen. Dort heißt es sinngemäß: Anschauen dürften sie alles, aber eben auch nur anschauen – wie im Pornofilm, und entsprechend groß sei die Enttäuschung.

Kursbuch: Vielen Dank für das Gespräch.